

sich angesprochen und nicht ausgeschlossen fühlen, weil sich herumspricht, dass man Ihnen gut zuhören kann, dann ist diese Zeit womöglich keine verlorene Zeit.

Philipp Stoellger

Dekonstruktion des Christentums?

Eine Antwort auf Jean-Luc Nancy¹

In Anspruch genommen ...

Die Predigt als Bildungsereignis – so lautet das Motto dieser „Woche der Predigtkultur“. Predigt ist christliche Rede im öffentlichen Raum – nicht nur eine Selbstbestätigung der Überzeugten und Einverständigen, sondern auch Rede an die anderen. Der implizite Hörer einer Predigt sollte daher auch derjenige sein, der draußengeblieben ist. Das Forum dieser Rede bilden *auch* die anderen und die Fremden, von denen sich ja gelegentlich doch der eine oder andere in den Gottesdienst verirrt. Dass auch er sich dort finden könnte, sich angesprochen hörte, wäre ja nicht die schlechteste aller Möglichkeiten. Aber es geht um mehr, um den Öffentlichkeitsanspruch christlicher Rede, denn die christliche Rede nimmt die Öffentlichkeiten in Anspruch – so wie sie von ihnen in Anspruch genommen wird. Und Öffentlichkeiten sind mehrsinnig und plural.

Darum: Predigt als Bildungsereignis ist ein Ereignis im öffentlichen Raum – und das bedeutet einen beiderseitigen Anspruch: auf möglichst gebildete Rede wie auf davon in Anspruch genommene Öffentlichkeit. Wer öffentlich redet, muss das auf Augenhöhe mit den gegenwärtigen Diskursen und Konflikten tun (können). Darum steht der Pfarrer weniger unter Kunstanspruch, als dass er von öffentlichen Bildungsstandards in Anspruch genommen ist. Schlicht gesagt: Es ist gut und nützlich, die gegenwärtigen Diskurse zumindest exemplarisch zu verfolgen, und zwar nicht nur mit „Bibel und Zeitung“ auf dem Tisch, sondern ‚ad fontes‘ anhand derjenigen Texte, die gegenwärtig eine Rolle spielen und künftig Folgen zu haben versprechen.

¹ Der Vortrag wird hier stark gekürzt wiedergegeben.

Es gibt diverse Gegenwartsdiskurse, in denen an und mit theologischen Quellen und Themen gearbeitet wird, ohne dass das seitens Theologie und Kirche Antwort fände (oft auch unter deren Ausschluss). „Dekonstruktion des Christentums“ von Jean-Luc Nancy – das fordert Antwort. Hier kommt Arbeit auf die Theologen zu.

Jean-Luc Nancy – der Philosoph und das Christentum

Nancy gehört zu den alten Herren der französischen Philosophie, im Besonderen ist er der letzte Lebende eines Kleeblatts von drei guten Freunden: Derrida, Blanchot und eben Nancy. Am 26. Juli 1940 geboren, studierte er Philosophie in Paris und wurde bei Ricœur mit einer Arbeit über Kant promoviert. Ab 1968 war er Assistent in Straßburg, wo er auch Professor wurde. Heute lehrt er unter anderem Politische Philosophie und Medien-Ästhetik an der European Graduate School in Saas-Fee und hält Gastprofessuren in Berkeley, Berlin, Irvine und San Diego.

In Frankreich ist er altbekannt, in Deutschland aber erst seit ca. zehn Jahren durch die Übersetzungen. Und bis heute ist er gängig unter Kundigen – und vielleicht doch noch ein Geheimtipp. Zu seinen Themen gehören die politische Philosophie, Ästhetik wie Bildtheorie, Naturphilosophie und Anthropologie. Besonders rezipiert wird er im Deutschen vor allem unter Tanz- und Theatermachern, Kunstschaffenden wie -theoretikern und Freunden französischer Philosophie. All das wäre interessant – aber nicht am allerwichtigsten für Theologie und Kirche. Wäre da nicht eine Irritation, die in seinem Werk immer wiederkehrt: dass er sich auf originelle und prägnante Weise auf zentrale Themen des Christentums bezieht.

Dekonstruktion als Dynamik in und aus dem Christentum

Der Titel „Dekonstruktion des Christentums“ deutet das an – wenn denn klar wäre, was damit gemeint sein kann. Der Ausdruck Dekonstruktion ist gängig geworden dank Derrida. Und seitdem gilt Dekonstruktion – in philosophischen wie theologischen Kontexten – nicht selten als intellektuelle Version der „Franzosenkrankheit“: als eine versponnene Form der Komplikation und Verwirrung. So kann man irren.

(1) Dekonstruktion ist zunächst eine so schlichte wie beunruhigende Eigenschaft von Zeichen(-prozessen). Zeichen sind nicht zeitlos, sondern durch und durch zeitlich und damit auch veränderlich. Die Begriffsgeschichte legt reiches Zeugnis davon ab, wie Begriffe mit der Zeit ihre Bedeutung verändern. Eine Metapher ist z. B. bei ihrer ersten Verwendung mehr oder minder neu, originell. Schon die erste Wiederholung ist etwas anderes. Und so ergeht es allen Zeichen. Ein Wort, jetzt gesprochen – und kurz darauf ist es schon durch die leichte Zeitverschiebung ein wenig anders geworden.

Das merkt man am Ausdruck „Dekonstruktion“, der nun, nach diesen kurzen Sätzen, eine etwas andere Bedeutung und Bestimmung bekommen hat. Die „Zeitigung der Zeichen“ (ihre Diachronizität) impliziert ihre Nicht-Identität, ihre permanente Differenz in sich selbst – mit der Zeit ihrer Verwendung. Das ist durchaus beunruhigend – und alltäglich. Es hat die Konsequenz, dass jedes Zeichen an einem Ort zu einer Zeit seine Bedeutung erst entfaltet in Differenz zu bisherigen (und künftigen) Verwendungen. Wer gestern das Samaritergleichnis auslegte, wird es morgen anders auslegen, wenn auch nur leicht verschoben.

(2) Aus dieser Eigendynamik der Zeichen kann man – wie damit bereits angedeutet – eine Methode machen. Und das ist die der Dekonstruktion im engeren, literaturwissenschaftlichen Sinne. So gehört dazu, die eigene und immer etwas andere Perspektive des

2 Jean-Luc Nancy, Dekonstruktion des Christentums, Zürich/Berlin 2008.

Lesers gegenüber dem Text auszugestalten in einer abweichenden Lesart. Dekonstruktion als Methode ist eine beunruhigende Alternative zur klassischen Hermeneutik. Sucht Letztere den einen Sinn im Einverständnis mit der Tradition und orientiert sich vielleicht sogar an der „Intention des Autors“ (wo und was immer das sei), löst sich die Dekonstruktion davon und ist freie Arbeit am Text – um die Verschiebung der Lesarten zu forcieren und für neue Perspektiven und Entdeckungen zu öffnen. In diesem Sinne wäre ein dekonstruktiver Umgang mit manchen theologischen Texten durchaus produktiv.

Dekonstruktion bei Nancy hat nun noch eine etwas andere Bedeutung, als sie bei Derrida bekommen hatte – worin sich die Zeitigung der Zeichen bestätigt. Bei Nancy ist Dekonstruktion *erstens* eine Eigendynamik nicht nur der Zeichen im Allgemeinen, sondern im Besonderen des Christentums. Das nennt er „Autodekonstruktion des Christentums“. Nancy spricht *zweitens* von der Dekonstruktion als einem methodischen Vorgehen seiner Reflexion. Sie taucht also wieder auf zwei Ebenen auf: als Eigenschaft des Phänomens bzw. Themas, um das es geht, und als Methode der Arbeit daran. Und *drittens*, als besondere und kritische Pointe, meint Nancy, Dekonstruktion sei etwas genuin Christliches, im Christentum entstanden und von ihm geprägt, bestimmt, ermöglicht.

Das Christentum sei *a limine* in einem Prozess der „Selbstberichtigung oder des Selbstübersteigens“ (DC 63). Das ist vielleicht der entscheidende Punkt. Der Ruf „ecclesia semper reformanda“ artikuliere das seit reformatorischen Zeiten, was von Anfang an bestimmend war. Tillich habe dies das prophetische Prinzip genannt und damit den Protestantismus gekennzeichnet.

Nancy sieht das Christentum von einem Antagonismus bestimmt: auf der einen Seite die „Affirmation von Macht, Herrschaft und theologisch-ökonomisch-politischer Ausbeutung“; auf der anderen „zugleich eine gegenläufige Affirmation der Entäußerung und Selbstaufgabe, deren Fluchtpunkt der Schwund des Selbst wäre“ (DC 63 f.).

Nicht Destruktion, sondern Dekonstruktion, nicht bloße Christentumskritik, sondern Dekonstruktion als Dynamik in und aus dem Christentum, so weit, so klar. Aber nicht nur in und aus dem Christentum, sondern auch darüber hinaus? Das klingt nicht nach einer *Theologie für die Kirche*, sondern gegen sie und aus ihr heraus. Dem muss man nicht folgen. Aber das Kritische daran bleibt das Beunruhigende darin. Christentum nicht als Einheit zu denken, sondern Gott als ursprüngliche Differenz, ohne dass er irgendwo in „realer Gegenwart“ präsent und präsentierbar wäre, immer im Entzug – und doch erhofft, ersehnt, begehrt, ohne dass das zum Ziel oder Ende käme. Eine beunruhigende Sicht, aber eine Sicht des Christentums.

Anti-Katholizismus und Anti-Protestantismus: Jakobus

Ein Beispiel macht noch etwas deutlicher, wie Nancy am Begriff des *Glaubens* arbeitet, weder katholisch noch protestantisch, weder antichristlich noch einfach vertraut christlich, sondern beunruhigend quer dazu.

Jakobus habe eine Position, „die sich exakt zwischen zwei theologischen Ausarbeitungen hält“, zwischen der jüdischen und der christlichen, aber beide verbinde, als kompossibel vertrete (DC 78), was ja einiges verspricht. Zunächst spricht Jakobus weder von Christus noch von Kreuz und Auferstehung. Das macht ihn christlich-theologisch so unbefriedigend. Nur sieht Nancy in diesem Mangel eine Chance. Es gehe ganz um den „Glaubensakt“ (78) – was schon als Ausdruck protestantisch irritiert. Beinahe fromm formuliert Nancy: „Gott ist zuerst der Gebende“ (DC 80). Damit wird gut protestantisch Glaube in der Logik der Gabe *Gottes* gedacht: „Folgt man der Logik der Gabe – wie der andere Jacques [Derrida] sie gern unter die Lupe nimmt – gibt der Geber sich in seiner Gabe auf. Eben dies geschieht hier“ – und wird von Nancy in die schöne Wendung gebracht: „phänomenologische Theologie“ (DC 80). „Die Gnade ist gratis, ein Geschenk [...]. Es ist die Gratuität eines Vergnügens, das

um seiner selbst willen gegeben wurde“ (DC 81). Das ist alles nur zu passend.

Dekonstruktiv wird es erst im Folgenden: „Diese Gabe gibt selbst, sie gibt ihre eigene Gabengunst, das heißt den Entzug in die Gnade des Gebers und des Präsen(t)s selbst [...]. Mit Fug und Recht könnte man sagen, daß diese Logik der Gnade, weit entfernt von einer asketischen Herkunft, vielmehr vom Genießen herrührt, und dieses Genießen selbst von einer Aufgabe oder Hingabe [...]. Sie ist die Logik dessen, was er den Glauben nennt“ (DC 82).

Das ist höchst ungewöhnlich: Zum einen wird Gabe (mit Bataille) als Verausgabung verstanden und dann auch noch (mit Lacan) als Genießen. Für ein Verständnis des Glaubens als Begehren und ein Gottesverständnis, das ein Begehren Gottes kennen würde, wäre das weiterführend. Nur ist das theologisch alles andere als leicht zugänglich.

Protestantisch pikant wird es, wenn Nancy das Glaubensverständnis des Jakobus (affirmativ) interpretiert: Der Glaube „existiert [...] nur in den Werken“ (83, mit Jak 2,18). *Pistis sei Praxis*, die sich in *poiesis* und *erga* realisiert. Dann würde die ‚christliche Freiheit‘ beschränkt auf das Glaubensleben, auf die Werke des Glaubens, in denen der Glaube lebe und nirgends sonst. Kann man dem folgen als Protestant?

Aber Nancy wäre nicht dekonstruktiv, wenn er nicht auch dieses (protestantisch exkludierte) Glaubensverständnis des Jakobus drehte und wendete, bis es anders aussieht als gewohnt: Der „Glaube ist die Entwerkung [*désœuvrement*], die im und als Werk Statt hat“ (DC 84). Hier wird das Werk wieder (nur?) zur Statt des Glaubens – zur Wohnstatt? Und Glaube *selber* sei „*désœuvrement*“ – Entwerkung. Was immer das heißen mag, es ist etwas anderes als das Werk und die Aktivität (des Subjekts). Nicht „Werk“ zu sein (allenfalls Gottes Werk an uns) – war das nicht ein *movens* von Luthers Rechtfertigung allein aus Glaube, *mere passive*?

Als würde Luther nachklingen, heißt es weiter: „weder dieser Glaube noch sein ‚Werk‘“ seien „dem Subjekt eigen“ (DC 84). Als hätte Nancy Luthers „*extra nos*“ im Sinn: Externalität und nicht Anei-

genbarkeit des Glaubens – das notiert eine bleibende Differenz von *peccator in re* und *iustus in spe*.

Warum meint Nancy dann aber: „Er [der Glaube] ist in den Werken, er *macht* sie und die Werke *machen* ihn“ (DC 85)? Damit wird entweder die Differenz kassiert und das Machen, die Aktivität wieder eingeführt – oder, so vermute ich, es wird *ex post* und im Blick auf die Phänomenalität des Glaubens das (zirkulär einander bestätigende) Verhältnis von Glaube und Werken thematisiert. Hier muss man *selbst* interpretieren, sonst bleibt es zu unbestimmt, um sich dazu zu verhalten. „Dass der Glaube in seiner Praktik besteht“ (DC 85; „Glaube als Werk“, 87), wie Nancy sagt, ist prekär zweideutig: als wäre das Sichzeigen des Glaubens in seiner Lebensform einfach identisch mit dem Glauben selbst. Umgekehrt wäre es ein weltloser Glaube, der sich nicht zeigen würde. Nur bedarf es eines widerständigen Differenzbewusstseins von Glaube und Werken. Wer hier zu viel Identität vertritt (wie Nancy?), der verkennt diese lebensnotwendige und heilsame Differenz. Das ist umso erstaunlicher bei Nancy, als sein (von Blanchot geliehener) Ausdruck der „Entwerkung“ in eine gegenläufige Richtung weist. „Der Glaube an die Herrlichkeit oder der Glaube an das Unaneigenbare: wiederum Inadäquation des Werkes oder Inadäquation mit dem Werk“ (DC 91, vgl. 84).³ Zwar zeigt sich der Glaube im Leben auch als Werk (nicht nur), und ohne ein Sichzeigen des Glaubens wäre er sehr seltsam, wenn nicht leblos, nur – *wie* er sich zeigt, ist doch die kritische Frage. Nicht nur als Werk, auch nicht „demonstrativ“ oder mächtig. Und dass er nicht in dieser Phänomenalität *aufgeht*, ist der zweite Punkt. Er *erschöpft und verausgabt* sich nicht im und als Werk. Die kontemplativen, passiven, affektiven, versonnenen und darin ‚entwerkten‘

3 Vgl. „Nun ist aber die Herrlichkeit nur, was sie ist, sofern sie nicht von Gold und Silber glänzt [...]. Sie ist die Monstration, die Exposition des Glaubens im Akt (das *deixon* des ‚zeige mir deinen Glauben‘ trägt dasselbe Semantem wie *doxa*), und deswegen ist sie die Exposition der Inadäquation oder der Inkommensurabilität“ (DC 93).

Dimensionen des Glaubens würden sonst verkannt. Die problematische Indifferenz von Glaube und Werk (wenn auch Inadäquanz) führt Nancy theologisch so treffend wie abwegig in eine christologische These: So sei „jeder Sterbende ein Messias, und jeder Messias ist ein Sterbender“ (DC 94).

Dass einer dem anderen zum Christus werden könne (und werden solle), ist ein äußerster Grenzwert des Glaubenslebens für Luther. Das mag angehen, ist aber schon an der Grenze des Sagbaren. Denn wird damit einer des anderen „Heiland“? Wird das christliche Leben des einen dann nicht soteriologisch überinterpretiert? Dies aber wie Nancy gar für das Sterben zu sagen – führt das nicht in die größtmögliche Missverständlichkeit? Statt Opfer, statt Tragödie, statt Auferstehung – erscheint dann *der Tod* (eines jeden) als „Nähe der Präsenz“ – vermutlich als Inbegriff der „Entwerkung“. Aber was wäre daran messianisch, was wäre „endliche Parusie“ daran (DC 94 f.) – außer der Parusie der Endlichkeit?

Christentum jenseits der Kirche

Ziel scheint ein Christentum jenseits des Christentums zu sein, genauer: jenseits der Kirche, noch genauer: jenseits der römisch-katholischen. Denn die Öffnung und Selbstüberschreitung (die Gott sei und der Glaube vollziehe) vermöge „keine Kirche zu versammeln“ (DC 264). „Deshalb bleibt uns weder Kult noch Gebet, sondern die strenge und ernste, nüchterne und dennoch fröhliche Übung dessen, was man Denken nennt“ (ebd.). Da mag man als Theologe gerne zustimmen – und diese Übung sollte sicher zu allen Predigtübungen gehören.

Aber – warum eigentlich nicht Kult und Gebet? Wer sich zu denken traut, selbst zu denken, und wer sich gar seiner Imagination zu bedienen wagt in Überschreitung des immer schon Gedachten – warum sollte der nicht das so Gedachte auch dem Kult und dem Gebet zugutekommen lassen? Dann könnten Predigt und Gottesdienst sicherlich zum nachdenklichen „Bildungsereignis“ werden.

Predigen Frauen anders ...?

Teilweise schon seit 50 Jahren (Pfalz), teilweise erst seit 20 Jahren (Schaumburg-Lippe) predigen auch Frauen in unseren Landeskirchen. Frauen predigen! Aber: Predigen sie anders? Zu ergänzen wäre außerdem, was in der Fragestellung stillschweigend eliminiert wurde: Predigen sie anders als ihre männlichen Kollegen?

Als überall in den Landeskirchen die ersten Pfarrerinnen tätig wurden, bejahten nicht wenige Männer die Frage. Vor 20 Jahren erschien in Berlin das „Handbuch der Predigt“, in dem sich im Artikel „Prediger“ von Ernst Rüdiger Kiesow immerhin ein Abschnitt unter der Überschrift „Die Frau als Predigerin“ findet. Darin heißt es: „Nicht nur Männer hören gern einmal eine Frau predigen, wobei gewisse erotische oder ödipale Komponenten mitwirken und eine unbewußte Präferenz weiblicher Prediger erklären könnten. Auch die meisten Frauen reagieren positiv auf die Predigerin. [...] Wahrscheinlich ist es psychologisch für Männer wie Frauen ein neues, sie tief berührendes Erlebnis, die weibliche, bzw. mütterliche Stimme von der Kanzel zu vernehmen. Religion und Mütterlichkeit hängen eben doch enger miteinander zusammen, als es die patriarchalischen Strukturen unserer traditionellen Kirchen und ihrer Verkündigung bisweilen widerspiegeln. Die Pastorin mit eigener Familie [...] steht dem Alltagsproblem der mehrheitlich weiblichen Predigtgemeinde zumeist näher als der Pastor. [...] Die Frau hat vom Lebensanfang der Kinder an für deren elementare Bedürfnisse zu sorgen, muß Wärme, Nahrung und Zuwendung geben, nonverbal mit dem Kinde kommunizieren können und den ersten Sprechkontakt mit ihm aufnehmen. Daraus erwächst dann die enge Sprach- und Gefühlsbeziehung, in der Geborgenheit, Lebensorientierung und auch religiöse Sozialisation ihren Ort haben“ (111 f.).

Bestell-Nr: ILL-A116529253
lok. Nr:
PPN: 662456084
Bestelldatum: 2012-06-15 14:09:38

Universitätsbibliothek
Greifswald



ONLINE-BESTELLUNG GBV

NORMAL

Stoellger, Philipp (Lief.: BB2 Container)
Theologische Fakultät
Schwaansche Str. 5
18055 Rostock

Bestellende Bibliothek: <0028>
<28> UB Rostock

Albert-Einstein-Strasse 6
18059 Rostock
fernleihe@uni-rostock.de 0381 498 8662
USER-GROUP-0

26. Juni 2012

Benutzer-Ausweisnummer
0028060016X



Lieferbibliothek: <9>
Universitätsbibliothek Greifswald
Felix-Hausdorff-Str. 10

17489 Greifswald
03834 / 86-1523
(03834) 86-1510
fernleihe@uni-greifswald.de

Wir weisen Sie als Empfänger darauf hin, dass Sie nach geltendem Urheberrecht die von uns übersandten Vervielfältigungsstücke ausschließlich zum privaten oder sonstigen eigenen Gebrauch verwenden dürfen und weder entgeltlich noch unentgeltlich in Papierform oder als elektronische Kopie verbreiten dürfen.

- Leihfrist bis:
 14 Tage / 8 Wochen
 Keine Fristverlängerung



Unter Anerkennung der Benutzungsbedingungen wird bestellt:

Verfasser: Stoellger, Philipp
(Aufsatz)

Standort:
226/BQ 3090 D311/ FB 226

Titel: Dekonstruktion des Christentum? - Eine Antwort
(Aufsatz)

Seiten: 131-138

Band/Heft: Jahr
2011

Titel (Monographie/ Zeitschrift):
Evangelische Predigtkultur : zur Erneuerung der Kanzelrede
Evang. Verl.-Anst.
Leipzig 2011

Lieferform: Lieferart:
KOPIE FTP

Lieferung erwünscht bis:
2012-07-05 14:12:03

ILL-A116529253

Bemerkung: 8 max-cost -
weitere Infos:
Beschreibung: